



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Großmächte und Deutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Großmächte und Deutschland.

Nach fünfzig Friedensjahren entbrannte der deutsche Krieg. Niemand in Deutschland, der nicht über sechzig Jahr alt war, oder in der Fremde beobachtet hatte, wußte aus eigener Erfahrung von der Noth, Vergewaltigung und den Forderungen eines Krieges zu erzählen. Der rasche Verlauf, das schnelle Ende des Kampfes brachte Millionen nur unvollkommen ins Bewußtsein, welches die Consequenzen eines solchen Ausnahmezustandes in civilisirter Gesellschaft sind. In den einverleibten Landschaften und in den Staaten, die vorläufig sich selbst überlassen wurden, beginnt das Leben wieder im gewohnten Gleise zu laufen, hier und da sucht man leichtfertig und gedankenlos das Ungeheure zu vergessen, oder findet sich gleichgiltig in das Unabänderliche, und es sieht an manchen Stellen aus, wie an jenem Orte Kurhessens, wo der Ortsdiener ausschellte: „Beim Bürgermeister ist eine königliche Bekanntmachung angeschlagen, wer die lesen will, kann hingehen, und vom 3. October sind wir preussisch.“ Auch in solchen Kreisen, welche den verhängnißvollen Ernst ihrer politischen Lage besser erkennen sollten, sucht man die Eindrücke der letzten Monate als etwas Ungemüthliches abzuschütteln und möchte in der alten behaglichen oder sentimentalen Staatenlosigkeit fortvegetiren. In Sachsen hat es große Aufregung verursacht, als General v. Tümping den Befehl erließ, Offiziere und Mannschaften der sächsischen Armee, welche sich in Sachsen ohne preussischen Erlaubnißschein aufhielten, zu arretiren. Beurlaubte sächsische Offiziere saßen das als eine unerträgliche Beleidigung und verließen zürnend wieder die Heimath. Doch was war dieser Befehl anders als eine von den kriegsrechtlichen Folgen des Kampfes? Noch war, als die Drohung erlassen wurde, weder ein Waffenstillstand noch ein Vertrag mit Sachsen geschlossen, und die sächsische Armee im Kriegsstand zu den Occupationstruppen. Der preussische General hatte doch nur eine selbstverständliche militärische Pflicht erfüllt und es ist lehrreich, daß

Vielen noch alles Verständniß fehlt, wie diese Maßregel nur ein Symptom des Krankheitszustandes ist, in welchem sich das Land Sachsen befindet. Wenn in der zweiten Kammer Württemberg's eine große Majorität ihrem alten Parteizorn noch heut nicht entsagt hat, ernsthaft darüber eifert, ob sich der Schwabe an den neuen Bundesstaat anschließen soll oder nicht und zu dem Beschluß kommt, man möge dies unterlassen und sich mit den süddeutschen Nachbarn allein einrichten, so ist auch diese Debatte und ihr Resultat Symptom einer politischen Naivetät, welche der Besorgniß Raum giebt, daß unsern Freunden in Schwaben im günstigen Falle einmal dasselbe Schicksal über den Hals kommen werde, welches der heftige Ortsdiener ausgeschellt hat. Denn in Wahrheit ist den Schwaben längst die Möglichkeit genommen zu wählen, ob sie zu dem deutschen Bunde treten wollen oder nicht. Ihr Zollverein mit halbjähriger Kündigung, ihre eingeschlossene Lage und ihre politische und militärische Desorganisation, die sie selbst nicht gründlich bessern können, zwingen, sich wahllos dem Bunde anzuschließen; und nicht sie, sondern Preußen hat die Bedingungen zu formuliren, unter denen es ihren Einschuß zum Nutzen Deutschlands will. Noch immer bildet man sich in Süddeutschland ein, Preußen habe keine dringendere Aufgabe, als sich um ihre Sympathien zu bewerben. Mögen sie sich jetzt des Glaubens freuen, es sei wieder alles wie zuvor, etwa mit der angenehmen Aenderung, daß die Südstaaten jetzt gänzlich unabhängig sind, keine Bundespflicht zu erfüllen haben und im Vollgenuß der Freiheit dahinleben können. Die Erkenntniß wird nicht ausbleiben, und die jetzt in Bayern, Württemberg, Baden keine liebere Unterhaltung haben, als die Tyrannei des norddeutschen Bundes und Preußens hervorzuhoben, sie werden in ihrer Isolirung schneller, als wenn sie jetzt einverleibt wären, fühlen, daß sie schon seit funfzig Jahren nur Preußen zweiter Classe, nur *socii*, nicht *cives romani* gewesen sind, und daß sie grade dieser halben und ungesunden Lage, die ihnen so lieb geworden, ihre gegenwärtige politische Unklarheit beizumessen haben.

Besser als viele Deutsche im Lande wissen die Landsleute in der Fremde den Werth der preußischen Erfolge zu schätzen. Aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, aus Südamerika, selbst aus Australien kommen Freudenrufe und Glückwünsche. Viele der Männer, welche jetzt dort so patriotisch warm empfinden, sind als verbitterte Leute ausgewandert, in ihrem Herzen Abneigung gegen das alte Preußen. Aber ihr Leben in großen Staatsverhältnissen hat ihnen den Werth eines Großstaats und die idealen Empfindungen, welche er seinen Bürgern mittheilt, so werthvoll gemacht, daß ihnen Augen und Herz geöffnet sind für die Bedeutung eines Preußens, welches sich seiner Kraft bewußt wurde.

Auch von den fremden Nationen wird die Bedeutung der preußischen

Erfolge völliger gewürdigt, als in manchen Landschaften der Heimath. Die politischen Machtverhältnisse Europas sind dadurch plötzlich geändert, nach vielen Jahrhunderten der Ohnmacht vermag die deutsche Nation wieder ein Herrenwort in Europa mitzusprechen, an die Stelle des deutschen Bundes, den seine verfassungsmäßige Passivität allen Gegnern deutscher Kraft werth machte, ist die Politik eines aufstrebenden Staates getreten, der unter allen Großmächten Europas die günstigste Finanzlage und ein Heer hat, dessen Organisation jetzt beneidet und wie zu Friedrich des Zweiten Zeiten um die Wette nachgeahmt wird. Wichtiger noch als die politische Wiederbelebung Italiens ist die von Deutschland geworden; unser Volk ist zur Zeit kriegerischer, die continentale Lage in der Mitte Europas zwingt den neuen Staat, Mitspieler zu werden bei jedem Streit der Großmächte. Seine geographischen Verhältnisse machen ihn zu dem gefährlichsten Gegner Rußlands und Frankreichs, und deshalb zum werthvollsten Verbündeten, seine Culturinteressen endlich verknüpfen ihn so innig mit den höchstcultivirten Ländern Europas, daß die Zunahme seiner innern Kraft eine Stärkung für alle andern geworden ist. Denn die Zeit schwindet, wo ein Volksthum die Ausbeutung seines schwachen Nachbarn sich für den besten Vortheil hielt.

Es ist natürlich, daß dieser Fortschritt Europas am schnellsten und willigsten da erkannt wird, wo die insulare Stellung festländische Allianzen nothwendig macht, in Italien und England. Wir haben in der letzten Zeit manchen plötzlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung Englands erlebt, kaum einen größern als während der letzten Monate im Urtheil über Preußen. Es war zunächst der Erfolg im Kriege, der dies Wunder bewirkte; aber nicht er allein, auch die unbefangene Freude über jede tüchtige Kraftäußerung, welche den Engländern seit alter Zeit eigen ist, die lange zurückgedrängte Erinnerung an die enge Verwandtschaft mit Preußen, welche auf ähnlicher Bildung und im protestantischen Gewissen ruht; endlich die politische Erwägung, daß jetzt unter den Großmächten Europas ein neues Gewicht gegen die Schwächen des französischen Wesens und seine alte Neigung zu Uebergriffen in die große Waagschale falle, auf welcher die Schicksale Europas gewogen werden. Gern vergessen wir, daß man in England zu sehr die gesunde Tüchtigkeit unserer Staatsgrundlagen verkannt hat über den Mängeln, welche noch aus der alten Zeit des tyrannischen Beamtenstaats bei uns zurückgeblieben sind. Die große Mehrzahl der englischen Blätter und Politiker hat dies gut gemacht, denn, was sie für uns hatten, war eine warme und herzliche Anerkennung.

Es wird erzählt, daß Kaiser Napoleon nach der unerhörten Cession Venetiens eine Conferenz von Marschällen und Generalen einberufen habe. Auf dem Tisch seines Cabinets lag eine Karte von Deutschland, der Kaiser frug die Ein-

getretenen, welche Zeit für Frankreich nöthig sei, um eine Armee von 300,000 Mann am Rhein aufzustellen. Die Antwort war: etwa zehn Wochen. Da sprach der Kaiser: dann ist die Sache entschieden, Frankreich hält Frieden. Und er bewies, auf den Lauf der deutschen Eisenbahnen deutend, in drei Wochen stehen 300,000 Preußen am Rhein, in zehn Wochen sind sie also in der Nähe von Paris. Ob diese Rücksicht wirklich den Kaiser bestimmt hat, seine Vermittlerrolle mit solcher Mäßigung durchzuführen, wissen wir nicht. Grade durch sie hat er für Oestreich mehr durchgesetzt als irgendeinem andern Sterblichen möglich gewesen wäre, er hat eine zweite Katastrophe vor Wien gehindert und aller Wahrscheinlichkeit nach den lothringischen Stolz vor einer zweiten Demüthigung bewahrt, die fürchterlicher gewesen wäre als die Tage von Staling und Königgrätz. Er hat auch die definitive Regelung der deutschen Angelegenheiten durch seine Intervention aufgehhalten, Sachsen und die Mainlinie als zwei gefährliche Fragezeichen in Deutschland stehn gelassen. Das fühlt man im Heere und Volke Preußens. Dennoch hat sein Verhalten in dieser Zeit den Eindruck persönlicher Würde und einer maßvollen Haltung gemacht. Es war sein eigenes Interesse, einen Krieg um Tod und Leben seiner Dynastie zu vermeiden, aber es war auch für Preußen eine große Sache, daß ein solcher Kampf in diesem Jahre erspart blieb. Und wir verstehen die schwierige Lage und die Pflichten eines Beherrschers der Franzosen zu würdigen. Jetzt hören wir, daß der Kaiser erkrankt ist und lesen, daß unfruchtbarer Scharfsinn in der Tagespresse bereits in eine unsichere Zukunft hinein combinirt. Wir Preußen begnügen uns, ein aufrichtiges und warmes Bedauern auszusprechen über die Erkrankung eines Fürsten, der den Deutschen vom Anfang seiner Regierung ein geschiedter und anerkennender Beurtheiler war, und der uns gegenüber, wie groß auch zuweilen die Versuchung zu Uebergriffen wurde, in bedrohlichen Jahren und in Zeiten unserer Schwäche stets eine besonnene und wohlgeneigte Haltung erwiesen hat. War er ein Gegner unserer Sache durch seine Pläne und Pflichten gegen Frankreich, so war er uns doch ein freundlicher Gegner, der in allen seinen officiellen Acten stets loyale Offenheit und noch etwas Anderes bewiesen hat, was der Preuße zuweilen ritterliche Artigkeit nennen durfte. Es ist billig, daß wir dem klugen Staatsmann in derselben Weise begegnen. Der Preuße darf dies aussprechen, ohne in Verdacht zu kommen, daß er eigennützig um die Freundschaft Frankreichs werbe. Wohl vermag Preußen ein guter Verbündeter Frankreichs zu sein, denn wir begehren keinen Fuß breit französischen Landes und wir sehen neidlos das Wachstum seiner Macht am Mittelmeere und die großartige Entwicklung der französischen Production. Aber wenn wir Freunde sein sollen, so tragen wir uns nicht an, man muß uns suchen. Diese Zurückhaltung ist doppelt geboten nach dem Kriegstäumel, den die preußischen Erfolge

in Frankreich hervorgerufen haben. Wir vermögen freilich dem Kaiser auch nichts Lockendes zu bieten, denn Preußen würde einer Vergrößerung Frankreichs auf Kosten der Schweiz und Belgiens nicht zusehen können, ohne sein eigenes und das deutsche Interesse wahrzunehmen, wir können auch in einer Zukunft, die wir fern wünschen, seiner Dynastie keine Stütze gewähren, denn das vermag nur der gute Wille Frankreichs, und es ist zur Zeit ungewiß, ob dem Kaiser ein enges Bündniß mit Preußen als günstig für die Befestigung seines Hauses in Frankreich erscheinen wird. Aber wir sind Frankreich gegenüber immer in der glücklichen Lage, daß wir gute und zuverlässige Nachbarn sein können, und daß aus dem friedlichen Wettstreit der beiden großen Culturvölker Centraleuropas sich allmählig eine große Gemeinsamkeit der Interessen entwickeln mag. Nur eins fordern wir von Frankreich, daß es sich gewöhne, alles deutsche Gebiet, was außerhalb Oestreich liegt, als ein Volk und ein Land zu betrachten, und daß es nicht durch den Eifer einzelner schwäbischer und ultramontaner Fanatiker bestimmt werde, in Begünstigung der separatistischen Wünsche weiter zu gehen, als der Kaiser bisher gethan hat. Nicht allen Deutschen ist vergönnt gewesen, bei dem Kampfe dieses Jahres auf der rechten Seite zu stehen, und der Aerger über das Unerwartete verwirrt noch vielen das Urtheil; auch fehlt es unter uns nicht an Fürsten und Parteiführern, deren Verblendung so bössartig ist, daß sie jetzt lieber französisch als mit Preußen deutsch sein wollen. Aber wenn es ein Mittel giebt, Preußens Politik und sein Heer höchst populär und dem gesammten deutschen Volke werth zu machen, so wäre es trotz allem Aerger in Frankfurt und Schwaben grade ein Krieg mit Frankreich. Wir haben immer für einen Beweis von erleuchtetem Urtheil gehalten, daß Kaiser Napoleon in dieser Rücksicht den Charakter des deutschen Volkes mit seinen Tugenden und Schwächen richtig gefaßt hat.

Ueber der Temperatur preußischer Beziehungen zu Rußland liegt ein gewisses Geheimniß. Rußland war seit Friedrich Wilhelm dem Dritten ein verwöhnter Nachbar. In langen Jahren eines friedlichen Stillebens galt Kaiser Nikolaus in der preußischen Armee für den großen Herrn, an dessen Lob und Auszeichnungen fast mehr gelegen war als an der Zufriedenheit des eigenen Kriegsfürsten. Zwar Friedrich Wilhelm der Vierte ließ sich so leicht keine Gelegenheit entgehen, in seiner geistreichen Weise einen persönlichen Gegensatz zu dem Formalismus des Zaaren hervorzuheben, aber der Glaube an die russische Uebermacht blieb bis zum Krimkriege in Heer und Diplomatie. Zwischen König Wilhelm und dem Kaiser Alexander besteht noch eine persönliche Freundschaft, und unter den russischen Generalen, welche in den Grenzländern auch die Civilverwaltung leiten, lebt bis zu diesem Jahre der alte Hochmuth, welcher dienstliche Gefälligkeiten preußischer Behörden als etwas Selbstverständliches betrachtete und den

preussischen Staat für eine Dependenz Rußlands anzusehen geneigt war. Darüber hat das preussische Ministerium des Auswärtigen noch in der letzten polnischen Insurrection Erfahrungen gemacht. — Aber nicht nur Preußen empfand den Druck einer herrischen und unfreundlichen Nachbarschaft, sorglich hat Rußland die Verbindung mit deutschen Fürstenhäusern ausgebeutet, mit Ausnahme der Wittelsbacher, Albertiner und Welfen ist jedes größere Fürstenhaus Deutschlands eng mit dem russischen Kaiserhause verschwägert, durch hundert Jahre war es russische Politik, die Gemahlinnen aus den erlauchtesten Familien Deutschlands zu wählen, und jüngere Prinzen dieser Häuser an den Hof und in das Heer zu ziehen. Es ist deshalb bedeutsam, daß in dem Jahre der böhmischen Schlachten nicht eine deutsche, sondern eine dänische Fürstentochter, freilich auch sie aus deutschem Blut, nach Rußland geworben wurde. Auch hier ist die üble alte Zeit der gemüthlichen Beziehungen und Familieninteressen überwunden. Grollend sehen die Vertreter der russischen Politik sich bei uns die große Umwälzung vollziehen. Und man würde mehr als warnende Privatbriefe und diplomatische Apercus zu beantworten haben, wenn nicht der große Staat des Ostens unter Kaiser Alexander dem Zweiten durch eine große sociale Reform im Innern in Anspruch genommen wäre und außerdem durch eine Ausbreitung der Herrschaft in Asien, die an Großartigkeit kaum von den Erwerbungen übertroffen wird, welche England seit hundert Jahren gemacht hat. Der größte Welttheil wird allmählig unter zwei europäische Mächte getheilt, deren Fortschritte unaufhaltsam sind, weil sie mit einer gewissen Naturnothwendigkeit vor sich gehen. Wie weit die Ausbreitung der Grenzen über Mongolen, Chinesen und asiatische Kaukasier eine wirkliche Stärkung der russischen Macht fördere, ist eine Frage der Zukunft, für unsere Zeit ist erkennbar, daß dadurch das letzte Schicksal des türkischen Reiches beschleunigt wird.

Es ist der dringende Wunsch Frankreichs und des Tory-Ministeriums in England, die Krisis, welche am Bosporus bevorsteht, hinauszuschieben. Aber wenn auch die türkischen Truppen durch Gewalt und Versprechungen mit den Randioten fertig werden; es ist viel Blut geflossen, der Haß heiß entbrannt, die Begehrlichkeit der Griechen und Südslaven lange durch russische und französische Agenten genährt und in ihren Aeußerungen unberechenbar; ein Gemegel, die türkische Finanzwirthschaft, ein Aufstand in Konstantinopel können jeder Zeit zu einer Entscheidung nöthigen. Wir haben darum keine Sicherheit, daß der Zeitraum der großen industriellen Weltausstellung in Paris friedlich verläuft.

Der funfzehnte December naht, er soll die französische Besatzung aus Rom entfernen und dem Mittelmeerstaat der Halbinsel Entscheidung über eine Frage bringen, welche seit Jahren die nationalen Leidenschaften aufgewühlt hat. Schon ruft die italienische Volkspartei, man müsse ein Ende machen, trotz

der kaiserlichen Zuaven, welche in päpstliche Uniformen gekleidet sind, und trotz der italienischen Regierung, welche im Einverständniß mit Frankreich über das Territorium des Kirchenstaats entscheiden möchte. Die Verhandlungen um Venetien haben gezeigt, daß die Minister Victor Emanuels über einem unsicher heißblütigen Volke stehen, dem seine nationalen Ansprüche weit mehr ins Bewußtsein gekommen sind als seine politischen Pflichten. Aber ob die Selbständigkeit Roms noch auf Monate hinaus conservirt werde, oder ob ein heftiger Volksact die weltliche Herrschaft des Papstes werfe, in beiden Fällen wird Italien in neue unabsehbare Verwickelungen verflochten. Im ersteren Falle wird das beginnende Einvernehmen mit Oestreich verdorben — was wir für kein Unglück halten — und die theure Freundschaft Frankreichs verloren; im anderen Falle aber wird dem italienischen Staat ein innerer Gegner geschaffen, der gefährlichste von allen, zur Zeit unbesiegbar. Denn was bedarf Italien vor allem, um groß und fest zu werden? Volkserziehung, Zucht der Beamten, Reform der Universitäten nach deutschem Muster, das Aufblühen einer freien Wissenschaft, welche Volkserzieher zieht. Hört die katholische Kirche auf, den Italienern eine feindselige, weltliche Macht zu sein, so gewinnt sie zuverlässig in Italien den größten Theil ihres verlorenen Einflusses auf die Herzen wieder, ihre Grundsätze bleiben, ihr System, wenig modificirt, muß in den Staat aufgenommen werden. Wie soll eine aufgeklärte Regierung das moralische Siechthum und die Herrschaft des päpstlichen Wesens bändigen, wenn dies unsichtbare Wesen erst aufgehört hat politisch gefährlich zu sein? Ist der Papst nur Gebieter der Seelen, so muß der Staat dem früheren gefährlichen Gegner Concessionen machen, weil ihn selbst nicht mehr die politische Leidenschaft des Volkes gegen die Kirche stützt. Wir begreifen nicht, wie man in Italien einem Concordat entgegen will, das der vornehme Schutzherr der Kirche, Oestreich, sich nicht fern zu halten vermochte. Und wenn erst Bettelmönche und Jesuiten als gute Italiener zum Volke predigen, dann wird nach menschlichem Ermessen unmöglich werden, Bürger, Soldaten und Beamte zu ziehen, wie sie der neue Staat nicht entbehren kann.

Und wieder, wenn die päpstliche Kirche in Italien unter die weltliche Herrschaft eines einzelnen Staates gestellt wird, wie soll die katholische Kirche in Frankreich und Deutschland päpstlich bleiben? Mit der Entscheidung über das Schicksal Roms wird die Kirchenfrage zu einer großen politischen Frage und alle Culturstaaten der Welt werden in die Lage kommen, darauf eine Antwort zu suchen.

So neigt sich dies Jahr, welches dem deutschen Staat die Grundlagen eines neuen Daseins gegeben hat, nicht Friede verheißend seinem Ende zu. In Oestreich mühen sich Regierung und Presse, den prager Frieden wie einen

Waffenstillstand zu behandeln, dem eine militärische Genugthuung folgen werde. Von derselben Hoffnung nähren sich alle übrigen Gegner Preußens. Preußen hat einen zweiten Kampf mit seinen Gegnern vom alten Bunde nicht zu scheuen, wenn diese Gegner ohne fremde Hilfe bleiben. Denn — Italien ausgenommen, dessen militärische Kraft noch unentwickelt ist — vermag jeder einzelne Großstaat des Continents den Krieg gegen einen Nachbar mit mehr oder weniger Gefährde, mit größerer oder geringerer Aussicht auf Erfolg, zu unternehmen. Für Preußen war der große Erfolg dieses Jahres, daß es grade so viel Zuwachs zu seiner Seeresmacht gewonnen hat, um jedem einzelnen Staat des Continents gewachsen zu sein, nicht nur durch eine größere Zahl von Streitern, auch durch gebessertes Terrain, Verbindungen, Hilfsquellen. Ja es ist nach dieser Richtung nicht mehr der relativ schwächste unter den vier continentalen Großstaaten. Aber ebenso klar ist, daß jede Vereinigung von je zwei Staaten gegen einen dritten die Existenz des dritten bedroht. Nicht jeden in gleicher Weise. Was will man Frankreich in Europa nehmen, außer etwa Nizza? Wie will man Rußland um Congreß-Polen verkleinern, ohne auch Preußen und Oestreich Schwierigkeiten zu bereiten? Nach dieser Richtung ist Preußen noch auf einige Jahre der am meisten gefährdete Staat, denn es ist auf allen Seiten mit Nachbarn umgeben, welche deutsche Provinzen für sich begehren.

In diesen Wochen steht jede Großmacht allein, keine in inniger Verbindung mit einer andern, jede beobachtend und mit vorsichtiger Schonung der Nachbarn sich den Weg zu künftigen Allianzen offen haltend. Aber aus dieser reservirten Stellung mag schon die nächste Folgezeit herausnöthigen und darum ist für den deutschen Königstaat genau das geboten, was jetzt zu Berlin am eifrigsten vorbereitet wird: die Einfügung der neuerworbenen Länder in das preussische Wehrsystem.